



aus konkreter Forschung und meta-theoretischer Reflexion. Am Ende hätte man sich noch ein zusammenfassendes Kapitel gewünscht, welches einige Fäden der einzelnen Beiträge

miteinander ins Gespräch bringt, denn Interdisziplinarität lebt vom »diskursiven Zwischen«, nicht nur vom »Nebeneinander« der Erkenntnisse unterschiedlicher Disziplinen.

CORNELIUS ZEHETNER

Leibniz' pragmatische Dechiffrierung des Eigenen und Fremden

zu: Rita WIDMAIER, Malte-Ludolf BABIN (Hg): *Gottfried Wilhelm Leibniz: Briefe über China (1694–1716)*

Auf dem weiten Weg, eine Verständigung zwischen den geistigen Traditionen Europas und Chinas zu erarbeiten, wird mit der Fortsetzung der Edition und deutschen Übersetzung von Leibniz' China-Korrespondenz wieder ein wichtiger Schritt gesetzt. Die vor über zehn Jahren von denselben Autoren begonnene zweisprachige Ausgabe der China-Briefe im Meiner-Verlag (PhB 548, 2006) ermöglicht mit diesem ersten Folgeband neue detaillierte Einblicke in die komplexen kulturellen und politischen Beziehungen zwischen China und Europa, konzentriert um die zentrale Figur Leibniz zur Zeit des sogenannten Ritenstreits in der Epoche des Absolutismus. Dass hier eine hochinteressante philosophische, theologische und wissenschaftspolitische Diskussion globalen Ausmaßes aus dem frühen 18. Jahrhundert historisch rekonstruiert wird, ist das eine. Aktuelle europäisch-chinesische Verständigungsfragen anhand des historischen Materials darzulegen und Perspektiven künftigen Austausches zu eröffnen, das andere. Beide

Herausforderungen werden, in unterschiedlicher Gewichtung, von den Herausgebern Rita Widmaier und Malte-Ludolf Babin kundig und anspruchsvoll aufgegriffen.

Mit umfangreichen Anmerkungen, Indizes, Verweisen, Kommentaren und Einleitung sowie der elegant lesbaren babinschen Übersetzung verschafft das Buch wichtige Orientierung in der enormen Fülle des historischen Materials. Der dramatische Plot, das Scheitern des chinesisch-europäischen Kulturaustausches unter dem Vorzeichen religiöser Missionierung, liest sich Brief für Brief spannend wie ein Krimi. So bekannt nun die zentrale Rolle von Leibniz als Kommunikator von China-Informationen längst ist, so wenig zählt die Rolle des belgischen, in Deutschland lebenden Jesuitenpaters Barthélemy des Bosses bisher zum Standardbewusstsein der interkulturellen Forschung. Dem leistet das Buch Abhilfe, indem es ihre, schon in anderer Gesamtübersetzung vorliegende, Korrespondenz (Meiner PhB 585, 2007) als chronologisch-organisatori-

zu: Rita WIDMAIER, Malte-Ludolf BABIN (Hg): *Gottfried Wilhelm Leibniz: Briefe über China (1694–1716). Die Korrespondenz mit Barthélemy des Bosses und andern Mitgliedern des Ordens* (Französisch/Lateinisch/Italienisch/Deutsch), Hamburg: Meiner 2017, ISBN 978-3-7873-3102-4, 660 S.

»Die Chinesen der alten Zeit scheinen der Wahrheit sogar näher als die griechischen Philosophen gekommen zu sein.«

(S. 373)

Leibniz an Des Bosses,

13. Jänner 1716

schen Leitfaden zugrunde legt und die China betreffenden Partien daraus neu wiedergibt. Des Bosses, der Leibniz in Fragen der Theodizee, Schulmetaphysik, Naturphilosophie, Geschichte beständig als Gesprächspartner zur Seite stand, agierte mit seinen vielen Kontakten auch hier als Relais. Neben ihm (45 der 108 Schreiben) treten als Leibniz' Briefpartner – Adressaten oder Verfasser – die Jesuiten Ferdinand Orban (26) sowie G. B. Tolomei, R. J. Tournemine und Th. Isensehe in Erscheinung. Außerdem besteht »ein Viertel der Stücke (an Textmenge eher mehr)« (S. CLXVIII) aus Beilagen, die sich aus Briefen und Dokumenten Dritter zusammensetzen – wie Augenzeugenberichte von Missionaren, übersetzte Edikte und Stellungnahmen des Kangxi-Kaisers (der das römische Verbot der konfuzianischen Riten für chinesische Christen als inakzeptabel zurückweist), Dekrete der römischen Kurie, die als Anlagen zu den Primärbriefen versandt worden waren; diese Anlagen zu identifizieren, zuzuordnen, zu entschlüsseln und als Lesestoff vorzulegen, ist als Verdienst der HerausgeberIn extra festzuhalten. Darüber hinaus erlauben die Neuübersetzungen von Leibniz' Vorrede zu den von ihm edierten *Novissima Sinica* (1697/99) und des 1709 an des Bosses übersandten Textes Über Kult und Religion der Chinesen, Leibniz' Grundideen wieder in den Fokus zu rücken, die im *Discours* über die Philosophie bzw. natürliche Theologie der Chinesen von 1716 (Leibniz' Todesjahr) ihre letzte große Ausformulierung fanden.

Mit der »natürlichen Theologie« fällt nun ein entscheidendes Stichwort, an dem die Pro-

blematik der interkulturell-universalen Verständigung hervorragend sichtbar wird. Rita Widmaier setzt ja in ihrer instruktiven Einleitung thematisch das Verhältnis Philosophie – Theologie voran, insofern gerade diese traditionelle »metaphysische« Fragestellung in ihrer Universalität auf dem Prüfstand steht, wenn auch die sachliche Verknüpfung der Metaphysik, also der Ersten Philosophie als allgemeine Fundierungstheorie, mit den pragmatischen Belangen kaum zum ausdrücklichen Thema Leibniz' wird.

Vielmehr scheint Leibniz' China-Interesse zunächst sprachwissenschaftlich motiviert: im Sinn seiner *characteristica universalis* wird eine den Chinesen wie Europäern gemeinsame rational-reale Referenz der diversen Wörter und Schriftzeichen veranschlagt. Zweitens gibt es aber das pragmatische Interesse, von den Chinesen »das Beste zu uns zu holen«, und im Austausch ihnen europäisches, etwa mathematisches, astronomisches, technisches Wissen zukommen zu lassen. Hier demonstriert, drittens, die binäre oder dyadische Arithmetik und Kombinatorik, so Leibniz mit dem Jesuiten J. Bouvet, ihre universale Relevanz nicht nur formal, sondern auch für das materielle Weltverständnis: die mit dem christlichen Glauben konforme *Schöpfung* als dynamische Verbindung von Etwas aus Nichts (1/0) entspräche den Yin-Yang-Figuren des Yi Jing, gemäß dem sog. »Satz des Fuxi« (S. CXXVII ff.). Freilich bedarf dies der »richtigen«, von den Chinesen selber angeblich vergessenen Auslegung ihrer alten Texte. Viertens sollen die chinesischen, speziell neokonfuzianischen Lehren und Begriffe



mit europäischer (lat., frz.) Terminologie fasslich sein, und umgekehrt (wie *li, qi, taiji; forma, principium, materia prima, fluidum* ...). Leibniz sieht dabei immer einen interpretatorischen Überschuss der europäischen Philosophie, mahnt aber zur Vorsicht: dass die Chinesen keine metaphysische »Erste Philosophie« hätten, ihnen damit gleichsam das »zweite Auge« der europäischen Gelehrten (S. 17) fehle, wenn es um den Begriff von immateriellen Substanzen gehe, sei keineswegs ausgemacht. Vielmehr »ist es mit uns so weit gekommen, dass schon fast chinesische Missionare zu uns entsandt werden müssten, um uns in Anwendung und Gebrauch der natürlichen Theologie zu unterweisen – gerade so, wie wir ihnen Missionare schicken, die sie die offenbarte Theologie lehren sollen« (ebd.). Im Gegensatz zur offenbarten Religion, welche nicht in allen Details den Nichtgläubigen aufgezwungen werden dürfe (eine »Regel der christlichen Klugheit«, S. 21), soll die natürliche Theologie die Existenz Gottes als (einziger) geistiger Substanz, die Unsterblichkeit der Seele und die Schöpfung für die universale Vernunft aufschließen, als Teil der *perennen*, zeitlosen »wahren Philosophie« und ursprünglichen (*prisca*) »wahren Theologie«. »Die Chinesen der alten Zeit scheinen der Wahrheit sogar näher als die griechischen Philosophen gekommen zu sein mit ihrer Lehre, dass auch die Materie Gottes Schöpfung ist« (S. 373). Um dies im Einzelnen aufzuweisen, ist Leibniz aber genötigt, allein schon im verengten Blick auf die eher affine neokonfuzianische Tradition, die eigene Metaphysik zu reformulieren – von den Monaden und deren Materialität bis zu

ihrem *vinculum substantiale*, das wohl eher aus Missverständnis von Interpretieren mit dem frühleibnizischen Äther gleichgesetzt wird. Mangels Leibniz' Kenntnis chinesischer Originaltexte, stattdessen christianisierender Übersetzungen, wird das aber nicht ausdiskutiert. Infolge davon fällt als zweites Manko auf, dass die strukturelle Verzahnung dieser aporetischen metaphysischen Gehalte mit pragmatischen Belangen, der Religion und Ideologie der Missionare mit Wirtschaftsinteressen usw. nicht in eine gesamte fundierende, ihre Voraussetzungen bestimmende Erste Philosophie integriert wird – trotz *scientia generalis* und trotz des Leibniz-Interpreten Kant ein Desiderat bis heute.

Somit gibt das Buch Anstöße, weiter zu fragen. Nicht zuletzt wäre auch die chinesische Seite inhaltlich und philologisch weiter aufzuarbeiten, nämlich zum einen die neokonfuzianische, buddhistische und daoistische Reaktion auf die europäischen Avancen, aber auch die gegenläufige Beeinflussung und Inspiration der europäischen Kultur. Eine solche gründliche Aufarbeitung ist trotz internationaler Forschung – man denke nur beispielsweise an die Arbeiten von J. Gernet, J. Needham oder C. Collani, W. Li u. a. – ebenso Desiderat. Zum anderen gilt dies umgekehrt für die *Übersetzungen* europäischer philosophischer, theologischer und anderer wissenschaftlicher Texte (Conimbricenser, Suárez u. a.) ins Chinesische. Was passierte damit? Selbst eine so stupende maßgebliche Materialsammlung wie Noël Golvers' *Libraries of Western Learning for China* (2012–2015) lässt »the Chinese productions of the Jesuits outside the range of this study«

»Allerdings ist von seiner Mission [sc. des frz. Kardinal de Tournon] kein großer Nutzen zu erwarten, denn worüber er Erkenntnisse sammeln sollte, das lässt sich nicht in wenigen Monaten, ja kaum in mehreren Jahren in Erfahrung bringen. Erst wenn es einmal chinesische Schulen in Europa geben wird und wir die Bücher der Chinesen gerade wie die arabischen werden lesen können, wird ein angemessenes Urteil über die jetzt umstrittenen Fragen möglich sein.«

Leibniz an Ferdinand Orban SJ,
4. September 1708 (S. 77)

»Vor einigen Jahren hat mir P. Bouvet 16 gedruckte chinesische Bücher geschickt, aber der Begleitbrief dazu ging verloren, ich weiß deshalb bis heute nicht, was diese Bände enthalten. Sie sind für mich also ein verborgener Schatz.«
Leibniz an Des Bosses,
4. August 1710 (S. 185)

zu: Plamen MAKARIEV:
The Public Legitimacy of Minority Claims. A Central/Eastern European perspective
London/New York: Routledge
2016/2017,
ISBN: 978-1-1381-83742, 206 S.

(Bd. 3, S. 573). Dies ist aber nicht irgendein Desiderat, sondern bleibt im Sinn der Relevanz von Geistesgeschichte und ihrer ideologiekritischen Aufschlüsselung unverzichtbar. Für das

behandelte europäisch-chinesische Segment aber ist das vorliegende Buch Widmaiers und Babins zum relevanten Instrumentarium interkultureller Dechiffrierung zu zählen.

LISA HÄBERLEIN

Minderheitenpolitik und öffentlicher Diskurs.

zu: Plamen MAKARIEV: *The Public Legitimacy of Minority Claims. A Central/Eastern European perspective*

Plamen Makariev stellt sich in diesem Buch der anspruchsvollen Aufgabe, der Frage nachzugehen, wie Minderheiten ihre Bedürfnisse und Rechte in einer Weise legitimieren können, die es der breiten Öffentlichkeit unmöglich macht, diese zu ignorieren. Sein Anliegen ist es, Lösungen für die Paradoxien zu finden, die sich hinsichtlich gegenwärtiger Minderheitenpolitik ergeben. Hoch brisant ist sein Fokus nicht nur deshalb, weil sich Politiker vor allem angesichts der aktuellen »Krise« gerne davor drücken, bestehenden Problemen in Sachen Minderheitenpolitik ins Auge zu sehen. Der Strom an Geflüchteten in Richtung Europa hält an und man hört den Vorwand nur zu oft, die Anliegen von religiösen, ethnischen oder nationalen Minderheiten in ruhigeren Zeiten bearbeiten zu wollen. Makariev fordert deshalb eine adäquate Minderheitenpolitik, die sich der Bewahrung kultureller Identitäten von Minderheiten annimmt (vgl. S. 21). Im ersten Teil seines Buches behandelt er Themen zu Identität und Politik und geht dabei auf Minderheitenpolitik im Allgemeinen als auch auf die damit verbundenen Komple-

xitäten ein. Minderheitenpolitik dürfe nicht nur auf universale Menschenrechte verweisen, die zwar oftmals soziale, wirtschaftliche und kulturelle Rechte als Abwehrrechte in sich aufnehmen, doch letztlich nicht dazu ausreichen, um kulturelle Identität langfristig zu sichern. Die Belange von Minderheiten öffentlich anzuerkennen bedeute nicht nur, deren Rechte zu berücksichtigen, sondern auch explizit Forderungen ernst zu nehmen, die Einblick in deren Interessen und Bedürfnisse geben, so Makariev (vgl. S. 7). Minderheitenpolitik müsse somit flexibler und kontextrelevanter sein, als es Menschenrechte sind. Welche Perspektive ließe sich also aufzeigen, damit den Forderungen von Minderheitengruppen öffentliche Beachtung zuteil wird? Geläufige Möglichkeiten, wie die Initiierung von Protestaktionen oder die Entsendung von »Partizipationsbeauftragten«, die zwischen Zivilgesellschaft und Behörden interagieren, können den Autor nicht überzeugen. Makariev nimmt sich stattdessen einer dritten Option an, die seiner Ansicht nach das ideale Rahmenkonzept dafür bietet, die Anliegen von Minderheiten in den öffentlichen